

So hoffnungsvoll der DEFA-Jahrgang 1984 mit Horst Seemanns „Ärztinnen“ auch begonnen hatte – mit „Der Lude“ (Regie: Horst E. Brandt) erlebte er einen geradezu kläglichen Abschied. Und ehrlich: Allzu hohe Erwartungen hatte ich an diesen Streifen auch nicht geknüpft, ist man doch von den Regietaten des Horst E. Brandt in der (jüngeren) Vergangenheit ohnehin nicht überwältigt worden; erinnert sei da nur an „Brandstellen“ oder an den mifflungenen Kriminalfilm „Familienbande“... Dennoch gab es

Zeitatmosphäre – in unterschiedlicher Qualität gespiegelt

Anmerkungen zu „Der Lude“ (DDR) und „Fanny und Alexander“ (Schweden)

vor vielen Jahren eine Arbeit dieses Regisseurs, die nicht unbeachtet blieb, weil auch handwerklich recht gehaltvoll bewältigt: „KLK an PTK – Die Rote Kapelle“ entstand – wie jetzt „Der Lude“ – in Zusammenarbeit von Brandt und den Szenaristen Wera und Claus Küchenmeister. Um so mehr befremdet das Ergebnis der jüngsten DEFA-Produktion. Wie in Komödiantenmilieu (Regie: Jo Haster) setzen sich die Autoren erneut mit der Zeit des aufkommenden Faschismus auseinander und führen am Beispiel des Arbeitslosen Bello und dessen minderjähriger Freundin Frieda vor, wie auch die „kleinen Leute“, obgleich politisch desorientiert, ins Räderwerk ihrer krisengeschüttelten Zeit geraten und letztlich zugrunde gehen. Dabei verfolgen die Autoren – im Filmtitel schon soll's deutlich werden – eine doppelte Absicht: nicht nur die Zuhörer in eigentlicher Sinne – als Ausdruck der sozialen Misere vieler junger Leute um 1930 – anzusprechen, sondern auch die politische in Gestalt der Weimarer Republik als Wegbereiterin für die immer drückender auftretende Nazis. Doch ist die ganze Fabel, die Authentizität des Todesfalls des SA-Manns und Zuhalters Horst Wessel) mit Erdachtern (Story um Bello, der für eine antikommunistische Intrige mißbraucht wird) vermagt, höchst unbedarft und einfüllig konstruiert, das Thema zu weit gefaßt und dramaturgisch wieder überaus noch anspruchslos gemauert. Das soziale Umfeld von Hauptfigur Bello und der anderen Lude bleibt vernebelt; menschliche Schicksale werden gesetzt statt entwickelt. Viele düstere Bilder sollen Zeitatmosphäre vermitteln, unterstreichen aber nur die Kolportagehaftigkeit des Films. Anteilnahme für das tragische Ende des Bello wird beim Zuschauer jedenfalls nicht ausgelöst. Ganz sicher kann „Der Lude“ unter den künstlerisch wertvollen DEFA-Streifen zum Thema Antifaschismus keinen Platz beanspruchen. *

Was das Kino jedoch an Zeitgeist und Milieu zu übertragen vermag, wenn sich einem ausgereiften Szenarium ein Regisseur mit handwerklichem Geschick annimmt, beweist beispielsweise der Schwede Ingmar Bergman mit seinem letzten, 1982 gedrehten Film „Fanny und Alexander“. Viel ist dazu in der Tagespresse der letzten Tage des alten Jahres geschrieben worden, so daß sich hier eine ausführliche Besprechung erübrigt. Das mehr als dreistündige Filmkunstwerk, in das Bergman auch Biographisches einbrachte, spielt in einer mittelschwedischen Stadt Anfang dieses Jahrhunderts. Es macht uns mit der angesehenen, gutbürgerlichen Künstlerfamilie Ekblad bekannt, die ein kleines Theater besitzt und anscheinend in bester Harmonie und Ausgelassenheit lebt. Doch der zehnjährige, sensible Alexander, aus dessen Sicht das Leben im Hause Ekblad gebrochen wird, kann und will sich mit dem plötzlichen Tod des Vaters genauso wenig abfinden wie mit dem Lug und Trug daheim bei Bischof Vergerus, den die Mutter nach des Vaters Tod geheiratet hat... „Fanny und Alexander“ ist ein szenisch oft breit angelegter, immer aber anrührender Film, der sich einer kräftigen Bildsprache bedient und durch prächtige Farben und eine üppige Ausstattung fasziniert. Ein Film, der an die Menschen appelliert, einander zu achten und friedlich miteinander umzugehen, das Leben stets zu bejahen.

HOLGER STEPHAN



Der Leipziger Universitätschor unter der Leitung von UMD Prof. Dr. Max Pommer gehört zu den aktiven Mitgestaltern des V. Internationalen Bachfestes in diesem Jahr. Foto: ARCHIV

Das Werk Bachs ist musizierte Sprache

Interview mit Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. Max Pommer

UZ: Prof. Pommer, das Weihnachtsoratorium, das der Leipziger Universitätschor unter Ihrer Leitung auch im vergangenen Monat wieder aufführte, ist nun 250 Jahre alt. Der Geburtstag seines Schöpfers jährt sich überdies 1985 zum 300. Male. Wie kamen Sie eigentlich mit dem Werk Bachs in Berührung, und was bedeutet es Ihnen heute?

Prof. Pommer: Ich bin in der Leipziger Tradition, die ja von Bach maßgeblich geprägt ist, aufgewachsen. Als Schüler der Thomasschule spielte ich Bach auf dem Klavier und auf der Orgel, die Kantor Ramln der Thomasschule gestiftet hatte. An der Musikhochschule studierte ich natürlich genauer seine Klavierwerke. Danach beschäftigte ich mich 10 Jahre fast ausschließlich mit zeitgenössischer Musik. Als ich 1974 den Universitätschor übernahm, ergab sich daraus für mich die Beschäftigung mit Bach auf neuem Niveau. Er ist heute für mich einer der größten Komponisten des Abendlandes, dessen Musik Millionen Menschen gleich mir Bewunderung und Hochachtung entgegenbringen. Nur daß ich das Glück habe, meine Achtung darin ausdrücken zu dürfen, daß ich Bach interpretiere.

UZ: Es ist häufig die Rede von Bach- oder Schützinterpretation und weit seltener davon, daß beispielsweise Beethovens Musik so oder so gedeutet wird. Lassen die Werke der älteren Meister einen größeren Auslegungsspielraum zu?

Prof. Pommer: Beethovens Musik ist unserem Verständnis näher, und sie läßt kaum Spielraum für Interpretation. Bei Bach, Schütz und Zeitgenossen gab es mehr Platz für die Phantasie des Musikers. Die Notation war noch nicht so präzise, denn der Komponist rechnete mit dem kindigen Musiker, der eben ein französisches von einem italienischen Largo zu unterscheiden verstand und entsprechend spielte. So wie ein Wiener Walzer nun mal anders gespielt wird als ein französischer Musette-Walzer, selbst wenn das Notenbild identisch ist.

UZ: Von welcher Grundkonzeption gehen Sie bei der Bach-Interpretation aus?

Prof. Pommer: Die Musik Bachs ist wie musizierte Sprache. Es ist daher ebenso falsch, bei ihm von Klangflächen zu sprechen, wie den Begriff der Motorik für das Verständnis seiner Kompositionen zu bemühen. Bach – das ist ständiger Wechsel von betonten und unbetonten Silben, von kurzen und langen Wörtern.

Schönberg hat, bevor er die 12-Ton-Musik lehrte, die Klassiker bis ins Mikroskopische studiert. Als Dessau ihn fragte, ob den alten Meistern diese Details bewußt gewesen wären, verneinte er und erwiderte: „Aber wir müssen sie entdecken.“ Mit anderen Worten, ich muß den Stellenwert jeder einzelnen Note erkennen, um die Aussage

Die Visitenkarte unseres Gesprächspartners: Geb. 1936 in Leipzig, Besuch der Thomasschule, Studium an der Hochschule für Musik Leipzig (Dirigieren, Klavier) und an der KMU (Musikwissenschaft), Dirigierunterricht bei H. v. Karajan; 1965 bis 1970 Theaterkapellmeister in Frankfurt (O.), 1969 Promotion an der KMU zum Dr. phil., seit 1974 Leiter des Leipziger Universitätschores, seit 1975 Universitätsmusikdirektor, 1979 Gründung des Neuen Bachischen Collegium Musicum, mit dem er bisher mehr als 30 Schallplatten einspielte, 1980 Ernennung zum Professor; zahlreiche Gastdirigat, u. a. in Dresden, Leningrad, Budapest, London und Paris; verheiratet, zwei Töchter.



weiterhin sind das Neue Bachische Collegium Musicum und der Leipziger Universitätschor wesentlich an den Schallplatteneinspielungen von Werken Händels und Bachs beteiligt, die 1985 vom VEB Deutsche Schallplatte veröffentlicht werden. Das Neue Bachische Collegium Musicum produzierte mit Ausnahme der Solokonzerte das Instrumentalwerk Bachs und die zwölf concerti grossi op. 8 von Händel neu. M. HACHULLA-STARS

Gestaltet das V. Internationale Leipziger Bachfest mit

Vorhaben des Uni-Chores zur Bach-Händel-Schütz-Ehrung

Der traditionsreiche Leipziger Universitätschor, das älteste Ensemble der Alma mater Lipsiensis, gehört zu den in- und ausländischen Klangkörpern, die das umfangreiche Konzertprogramm zum V. Internationalen Bachfest in Leipzig mitgestalten, und zwar gemeinsam mit dem Neuen Bachischen Collegium Musicum. Unter der Leitung von Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. Max Pommer werden die rund 120 Sängerinnen und Sänger am 30. März in der Nikolaikirche die Johannes-Passion von Joh. Seb. Bach aufzuführen, ein Werk, das der Chor 1940 zum ersten Mal interpretierte, nachdem es bis dahin im Schatten der Matthäus-Passion stand.

Dem Erbe des berühmtesten Thomaskantors fühlt sich das Ensemble von Anfang an in besonderem Maße verpflichtet. Schon 1950, zum 200. Todestag von Bach hätte es dem bedeutenden Komponisten mehrere Konzerte gewidmet. In der Geschichte der Internationalen Bachfeste wirkte der Universitätschor bereits 1966 und 1972 mit. Zur Bachpflege dieses Klangkörpers gehört außerdem eine jährliche Aufführung der Matthäus-Passion im Wechsel mit der Johannes-Passion für die Angehörigen der Karl-Marx-Universität. Sie findet 1985 am 5. März in der Nikolaikirche statt.

Der auch international geschätzte Chor unter seinem Dirigenten Max Pommer bereichert im Jahr der

Bachs dem heutigen Publikum vermitteln zu können. Dabei gilt es, überkommene Aufführungspraktiken neu zu durchdenken, sie unter Umständen ihres pathetischen Überwerts zu entkleiden.

UZ: Bei der Schallplattenaufnahme der Orchestersuiten (BWV 1066-1069) mit dem Neuen Bachischen Collegium Musicum verwendeten Sie außer Cembalo und Barockpauken keine historischen Instrumente...

Prof. Pommer: Das hat verschiedene Gründe. Erstens sind nicht alle die Instrumente aus Bachs Zeiten verfügbar, zweitens sind unsere Musiker an die heutigen Instrumente gewöhnt, und ich sehe kein Problem darin, diese Musik damit zu spielen. Natürlich wäre es gut, wenn beispielsweise die Oboe da caccia nachgebaut würde, die zur Zeit noch durch das Englischhorn ersetzt wird.

UZ: Und was halten Sie von der Darbietung Bachs mit modernen, z. B. elektronischen Instrumenten?

Prof. Pommer: Das ist sicher eine Frage der Transkription. Allerdings haben elektronische Instrumente keinen Anschwingvorgang, klingen somit kälter und unpersönlicher. Aber möglich sind Jazz-Adaptionen schon. Das hängt in hohem Maße von der Musikersensibilität ab – Gruppell hat mit Django Reinhard im „Hot-Club de France“ da Hervorragendes gemacht – ich habe es aber, wenn Marek & Vasek Bach wie auf einer Nähmaschine ranterratern, weil sie mal was von Motorik gehört haben.

UZ: Wo also sehen Sie die Zukunft in der Bach-Interpretation?

Prof. Pommer: Seine Musik wird lebendiger aufgeführt werden, die ehrfurchtvolle Distanz wird schwinden zugunsten besserer Identifizierungsmöglichkeiten und intensiveren Vorträgen. Wir müssen den unmittelbaren Mitteilungskarakter von Bachs Werken erhöhen. Denn schließlich ist es ja jenes unbändige, pralle positive Lebensgefühl, mit all den Schattierungen, die es im Menschlichen gibt, von Freude, Inzignkeit über Ernsthaftigkeit bis hin zur tiefen Trauer, das Bach uns vermittelt und das uns unsere Heute auch intensiver erleben läßt.

(Prof. Pommer antwortete auf Fragen von Jens-Uwe Sommerseh.)

In Damaskus und Leipzig zu Hause

Zu Gast im „Schwatzmarkt“ Nr. 10: Adel Karasholi

In einer Klinik unserer Uni-versität wurde ich einmal von einem Arzt behandelt, der Ähnlichkeit mit Adel Karasholi hatte. Und ich fragte ihn, ob er auch aus Syrien käme wie der Lyriker, dem er ähnlich sehe. Der Arzt bejahte und fügte hinzu: „Ja, Adel Karasholi, der hat es zu was gebracht.“

Diese Episode fiel mir wieder ein, als Bernd Weinkauf in der 10. „Schwatzmarkt“-Runde im Künstlercafé des „Kaffeebaums“ den syrischen Lyriker Adel Karasholi begrüßte, der zwar in Damaskus geboren wurde, aber seit über 30 Jahren in der DDR ein Zuhause gefunden hat. Längst ist er Mitglied des Schriftstellerverbandes der DDR. Längst hat er seine Studien an der Leipziger Theaterhochschule und an hiesigen Literaturinstituten absolviert, längst hat er hier Bücher veröffentlicht, eine Familie gegründet und promoviert, längst hat er eine feste Anstellung an der Karl-Marx-Universität, an unserer 57-jährigen Alma mater Lipsiensis, als Lektor an der Section Afrika- und Nahostwissenschaften. Jedoch, ist er damit ein Leipziger geworden, für den die Frage nach der Rückkehr in die Heimat entschieden ist? Sein neuestes Buch trägt den Titel

„Daheim in der Fremde“. Das könnte eine Antwort sein. Aber er gibt uns zu verstehen: „Ich bin halb hier, bin halb dort, lobe in zwei Welten, mit zwei Sprachen, zwei Kulturen. Das ist mein Problem, mit dem ich fertig werden muß. Es wäre mir lieber, in einem Land, in einer Tradition und Gemeinschaft zu leben, aber ich habe Wurzeln in diesem Land, die sich nicht ausreißen lassen.“ Aus dem „Häuserstein“ versucht er das Beste zu machen; als Vermittler zwischen zwei Kulturen. Eine Vielzahl von Übersetzungen aus dem Arabischen und in das Arabische stammen von Karasholi, zum Beispiel der Band „Das Unere“, eine Auswahl von Gedichten seines einstigen Lehrers Georg Maurer.

Dank des syrischen Gastes wurde dem Schwatzmarkt-Publikum zum ersten Mal ein Gedicht in arabischer Sprache vorgetragen, und zum ersten Mal erlebte es einen Schriftsteller, der ganz ausgezeichnet auf der Hirschenfüße bläst. Kein Ungeübter vermag diesem einfachen Instrument auch nur einen Ton zu entlocken; Bernd Weinkauf jedenfalls hat es vergeblich probiert.

Ein in vielfacher Hinsicht erhellender Abend.

hasta

Vom weißen Kreuz zur roten Fahne

„Lesezeichen“ – eine neue Reihe im FDJ-Jugend- und Studentenzentrum Moritzbastei



Hoelz, Max; geboren 14. Oktober 1888 in Moritz bei Riess; gestorben 18. September 1933 in Gorki. Ein Robin Hood, Karl Moor, ein Märchenheld, ein Partisan, ein Revolutionär, ein Anarchist – wer war Max Hoelz?

Der III. Weltkongress der Kommunistischen Internationale im Sommer 1921. Hoelz ist zu lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilt worden, schätzt folgendes ein: „Wir sehen in ihm einen mutigen Rebell gegen die kapitalistische Gesellschaft. Seine Taten waren nicht zweckentprechend, aber seine Taten entsprangen der Liebe zum Proletariat, dem Haß gegen die Bourgeoisie.“

Der Streit um Max Hoelz ist nie ganz verstummt. Doch mit den Jahren wurde es stiller um ihn. Man spürte eine gewisse Scheu, seinen Namen zu nennen. Der Held meines Vaters Kindheitsträume geriet in Vergessenheit. Oder kennst von uns Studenten heute noch einen dieser „kommunistischen Räuberhauptmann“, wie ihn bürgerliche Zeitungen damals nannten?

Ich schloß erstmals in der Veranstaltungstonne der Moritzbastei zu einer Lesung (die zum Auftakt einer gemeinsamen Veranstaltungreihe des Mitteldeutschen Verlages und der „Moritz-

bastei“ stattfand) mit ihm Bekanntschaft. Anlaß war die Herausgabe der Ergebnisse des Hoelz-„Vom weißen Kreuz zur roten Fahne“, die er während seiner Zuchthausstrafe schrieb. Die erste Auflage dieser Lebenserinnerungen erschien 1959 im Berliner Malik-Verlag. Die Edition Aurora hat sich 35 Jahre später die Aufgabe gestellt, proletarische revolutionäre Literatur wiederzuentdecken. Und hier ist ihr wächtiger ein glücklicher Griff in die noch unerforschte Schatzkammer gelungen. Schon bei der Lesung wurden die Gäste immer neugieriger.

Die Ehrlichkeit mit der Hoelz seine Taten einschätzt, ist verblüffend, macht ihn ungeheuer sympathisch.

Nachdem Michael Hametner, Sektion Germ./Lat. der KMU, gewandt hatte, stellten sich der Leiter der Zweigstelle des Mitteldeutschen Verlages in Leipzig, Joachim Bagemühl, und Prof. Dr. Werner Bramke, der das Nachwort zu diesem Buch schrieb, den neugierigen Fragen der Studenten. Die beste Beantwortung ist aber sicher das Buch selbst, das spätestens in diesem Monat in den Buchläden Leipzigs zu bekommen sein wird.

PETER UFER

„Meisterehren“ für das Wernesgrüner



„Das Wasser gibt dem Korn die Kraft, den Menschen stärkt der Gerstenselt.“ Dieser schon einige Jahrhunderte alte und etliche andere Biersprüche machten die Runde, als sich kürzlich Brauer, Studenten, Professoren und anderes sachkundiges Publikum zum 3. Bier-Test-Fest in der Moritzbastei trafen. Alljährlich kurz vor der Weihnachtszeit küren die AG Uni/Wissenschaft und ihre Gäste den besten Kenner sowie das wohl-schmeckendste Bier. Vor der Verkostung – immerhin 30 verschiedene Sorten das Gerstenesalts wollten diesmal bewertet werden – informierte Kulturhistoriker Prof. Dr. Siegfried Wülfiling von der Burg Giebichenstein Halle über die Geschichte des Bieres vom Kuro der Sumerer bis in die Gegenwart. Ein hochinteressantes Thema übrigens, über das viele von uns leider nur allzuwenig wissen. Für Freunde der Statistik sei noch erwähnt, daß der Ehrenhäufiger Lehrer Wolfgang Pritsch und das Wernesgrüner Pilsner die Meisterehren erlangen. Möglicherweise nur bis zum nächsten Jahr. Wie die Veranstalter versichern, ist nämlich das 4. Bier-Test-Fest schon vorgemerkt.

Info: Hübner